

Vortrag für Saarbrücken, 31.5.07, 15:30

## Perspektivität und Realismus

### 1. Einleitung

Sehr geehrter Herr Dekan, meine sehr geehrten Damen und Herren!

Ich freue mich, heute hier vortragen zu dürfen. Mein Thema lautet „Perspektivität und Realismus“. Ich möchte in den folgenden 30 Minuten eine einfache These stärken:

Verantwortbare Rede von Perspektiven gibt es nur im Kontext des Realismus.

Das zeigt nicht, dass der Realismus wahr ist. Es stützt ihn jedoch intuitiv. Es geht nicht um einen Beweis, sondern um Plausibilisierung.

Perspektivität ist die Tatsache, dass jeder von uns eine Perspektive auf die Dinge hat: Die Welt präsentiert sich mir als jemandem, der einen bestimmten Standpunkt in ihr und einen Blickwinkel in sie hat; und Ihnen präsentiert sie sich auch so.

Dass man den Standpunkt und damit seine Perspektive selbst in Gedanken wechseln kann, hat großes *metaphorisches* Potential – auch in der Moralphilosophie. Große Kamerafahrten als Perspektivenwechsel spielen eine Rolle in philosophischen Texten mit dem Anspruch auf eine existenzielle Dimension; Blicke von hohen Bergen oder gar von der Milchstraße; der „view from nowhere“, falls es ihn gibt; philosophische Psychotherapien, die auf Perspektivenwechseln aufbauen; Tendenzen zum „sub specie aeterni“, aber auch zuweilen ein Lob der Froschperspektive. Das beschäftigt mich im Moment in einem größeren Buch-Projekt. Heute geht es mir aber nur um die Grundebene, nicht um Perspektiven im übertragenen Sinn.

Was meine ich mit Realismus? Marcus Willaschek hat vorgerechnet, dass eine durchaus vernünftige Systematik kombinatorisch mindestens 384 verschiedene Lesarten des Wortes zulässt. Um ins Thema einsteigen zu können, genügt jedoch zum Glück folgende Beobachtung: Realisten werfen Nicht-Realisten üblicherweise vor, dass sie die Wirklichkeit als *nicht unabhängig genug* vom erkennenden Subjekt konzipieren (dass die Wirklichkeit ein *reines* Phantasieprodukt ist, vertritt dabei keiner ernsthaft). Nicht-Realisten meinen, dass Realisten die Wirklichkeit als *zu unabhängig* vom erkennenden Subjekt konzipieren.

Oft führen Gegner des Realismus ausgerechnet das Faktum der Perspektivität an, um ihre Position zu stützen. In der Tat: Was sonst besitzt so wesentlich Bezogenheit aufs Subjekt wie eine Perspektive? Dennoch finde ich es inzwischen einfach unbegreiflich, wieso das Faktum der Perspektivität *gegen* den Realismus sprechen soll. Vielmehr spricht es *dafür*. Der Grund dafür ist so einfach, dass ich ihn gerne als Binsenwahrheit behandeln möchte:

Eine Perspektive ist immer eine Perspektive auf etwas.

Dieses „*etwas*“ ist die Sache, die „*res*“, deren Unabhängigkeit der Realist betont. Und eine Perspektive *auf* etwas ist die Perspektive *von etwas* auf etwas im Raum – auch wenn es sich dabei um ein Wesen mit zumindest rudimentärem Bewusstsein handeln muss. Nicht die

Perspektivität erklärt den Raum, sondern die räumliche Anordnung von Dingen erklärt die Perspektivität. Wenn jemand das Wort „Perspektive“ gebraucht, ohne zu berücksichtigen, dass eine Perspektive immer eine Perspektive *auf etwas* ist, so missbraucht er die Sprache.

Vielleicht sagen Sie: „Ja, *falls* eine Perspektive immer eine Perspektive auf etwas ist. Wenn es aber eine offensichtlich plausible Rede von Perspektiven gibt, die dem widerspricht, dann sollte man lieber die vermeintliche Binsenwahrheit aufgeben. Nun gibt es eine solche Rede von Perspektiven. Also weg damit.“ Sicher: Des einen Philosophen *modus ponens* ist des anderen *modus tollens*. Aber falls Sie vorhaben, als Beispiele für solche Rede auf den 57. Abschnitt von Leibniz‘ Monadologie oder auf die 3. Vorlesung von Russells „Our Knowledge of the External World“ zu verweisen, so möchte ich Sie doch gerne vom Gegenteil überzeugen. In diesen Texten ist das Wort „Perspektive“ (bzw. seine englische und französische Aussprachevariante) zwar zentral. Aber was dort steht ist, so faszinierend es ist, unplausibel. Und zwar genau deshalb, weil, was dort Perspektive genannt wird, bei genauerer Betrachtung keine Perspektive *auf etwas* ist. Ich würde sagen: Es geht dort also, dem Anschein zum Trotz, gar nicht um Perspektiven, ja noch nicht einmal um so etwas *wie* Perspektiven. Ich muss Russell, dem großen und bewundernswerten Stilbildner der Analytischen Philosophie, an dieser Stelle *einmal* Sprachmissbrauch vorwerfen. Ist das selbst ein Vorwurf von gestern? Manchmal ja, manchmal nein. Hier nein. Denn er hilft uns, besser zu verstehen, was Realismus ist – aber auch, warum er so schwer zu beschreiben ist.

Ich möchte zunächst sehr kurz daran erinnern, wie die Rede von Perspektiven zustande kommt: was ungefähr ein perspektivisches Bild ist und inwiefern Menschen Perspektiven haben. Ich möchte dann die Problematik des §57 der Monadologie im Spiegel zweier unterschiedlicher Übersetzungen aufweisen. Ich möchte dann zeigen, inwiefern sich die gleiche Problematik bei Russell findet. Und ich möchte daraus den folgenden Schluss ziehen: Hätte Russell Recht, so gäbe es keinen prinzipiellen Unterschied zwischen Raum und Cyberspace bzw. zwischen Realität und so genannter Virealität. Die Intuition des Realisten, dass es einen Unterschied geben muss, ist aber sehr stark, und man kann sie so präzisieren. [Die Gliederung ist also:

1. Einleitung
2. Perspektiven: Fenster im Raum, Schirme im Kopf
3. Zwei Juristen: Leibniz und sein Übersetzer Heinrich Köhler
4. Russells Verirrung: eine Ansicht eines Dinges haben, ohne darauf zu schauen
5. Wo ist das Zauberschwert an sich?]

## 2. Perspektiven: Fenster im Raum, Schirme im Kopf

Perspektivität hat Konsequenzen: Wovon man die eine Seite sieht, davon ist einem die andere verborgen. Was weit von einem weg ist, sieht kleiner aus als das, was nah an einem dran ist. Was für den einen in der einen Weise verzerrt aussieht, sieht für den anderen auf andere Weise verzerrt aus.

Wie ist das zu erklären? Körper haben zu Zeitpunkten eine Form, indem sie von einem Grenzpunkt zum anderen einen gewissen räumlichen Abstand ausfüllen. Zwei hintereinander liegende Gleisschwellen an einer Bahnstrecke, B1 und B2, möge etwa jede 2,40 m lang sein. Die Spezielle Relativitätstheorie hat uns zwar gelehrt, dass dies Bezugssystem-abhängige

Eigenschaften sind; aber das macht sie nicht weniger objektiv. Stellen wir uns nun ein typisches Problem der projektiven Geometrie, wobei wir Lichtstrahlen als Geraden ansehen dürfen: Gegeben seien unsere Gleisschwellen in gewisser Entfernung hinter einer Projektionsfläche, B1 näher daran als B2, und ein wiederum hinter der Projektionsfläche liegendes Projektionszentrum. In welcher Entfernung voneinander durchstoßen zwei Lichtstrahlen von den Außenkanten von B1 her die Projektionsfläche? Und in welcher Entfernung durchstoßen zwei Lichtstrahlen von den Außenkanten von B2 her die Projektionsfläche? Antwort: Die beiden Durchstoßpunkte der Lichtstrahlen von B1 her sind auf der Projektionsfläche weiter voneinander entfernt als die der Lichtstrahlen von B2 her.

Das erklärt (wenigstens nach der klassischen Lehre von Alberti und Dürer), wie man ein perspektivisches Bild malt: als Simulation einer solchen Projektionsfläche.

Berücksichtigt man, dass eine Netzhaut ein klein wenig hinter dem Brennpunkt der in ihr Auge fallenden Lichtstrahlen liegt, wo diese ihrem Eintreffen entsprechend wieder auseinanderlaufen, so erklärt das auch, was René Descartes in seiner „Dioptrique“ beschreibt: Ersetzt man einen zentralen Teil der Netzhaut des Auges („eines gerade Verstorbenen oder ersatzweise eines Ochsen“) durch eine Eierschale, so sieht man „vielleicht nicht ohne Bewunderung und Vergnügen, ein Gemälde [...], das ganz genau und in Perspektive die Dinge repräsentieren wird, die draußen sind [qui représentera fort naïvement en perspective tous les objets qui seront au dehors]“.

Diese Repräsentation hat jedoch ihre Unvollkommenheiten („défauts“): Die Teile des Bildes sind „verkleinert und verkürzt [apetisées et raccourcies] [...] wegen der unterschiedlichen Distanz und Lage der Dinge, die sie repräsentieren [...]“. Unvollkommenheiten sind das, wenn man annimmt: Bei einer vollkommenen Repräsentation sind alle Verhältnisse zwischen den Elementen des Repräsentierten durch entsprechende Verhältnisse zwischen den Elementen der Repräsentation repräsentiert. Das ist hier nicht der Fall: Gleich lange Strecken in der Wirklichkeit werden nicht durch gleich lange Strecken im Bild repräsentiert. Allein insofern, mit einer solchen Hintergrundtheorie, kann man von einer *Verzerrung* reden, die für den einen Beobachter anders ausfällt als für den andern.

Wieso Wesen überhaupt Perspektiven entwickelten, lässt sich biologisch erklären (ich vereinfache): Vor mindestens 590 Millionen Jahren ergab es sich, dass lichtempfindliche zellen einen Überlebensvorteil boten, und zwar besonders, wenn sie geballt in kleinen Gruben auftraten. Leider setzt sich darin leicht etwas Schmutz fest, was die Entwicklung der Hornhaut als einer Art Windschutzscheibe vor der Grube begünstigte. Die Lichtbrechung an ihr konnte wichtig werden, sowie hinter ihr ein glasartiger Körper in Linsenform wuchs. Das Ergebnis ist überlebenstechnisch äußerst vorteilhaft: Verschiedene Elemente der Umwelt entsprechen verschiedenen nebeneinander liegenden gereizten Bereichen der Fläche mit den Lichtrezeptoren. Scharf sehen wird möglich – ja eigentlich ist *das* überhaupt erst Sehen. Deshalb gibt es begrenzte Blickwinkel und Perspektiven.

Ich biologisiere? *Realisten* dürfen das. Nur Gegner des Realismus widersprechen sich dabei, wenn sie sich auf die von der Biologie erforschte objektive Beschaffenheit der Realität verweisen, um den Realismus zu widerlegen. Was auch immer an weiterer Verarbeitung im Gehirn erfolgt, geht zwar auf die repräsentierten Gegenstände, aber stützt sich doch auf Netzhautbilder, und deren Züge gehen in den verarbeiteten Input ein. Man kann und sollte,

ohne eine naive Homunculus-Theorie zu vertreten, sagen: *In gewisser Weise* sehe ich meine Netzhautbilder. Denn ich sehe ja zunehmende Entfernung als Verkürzung und nicht etwa als andere Farbe; und wenn ich meine Brille absetze, sehe ich alles gerade so verschwommen wie mein Netzhautbild dann wird.

### 3. Zwei Juristen: Leibniz und sein Übersetzer Heinrich Köhler

Im Jahre 1720 erschien auf Deutsch postum eine kleine Schrift von Gottfried Wilhelm Leibniz, der ihr Übersetzer, der Jenaer Jura-Professor Heinrich Köhler (1685-1737) den Titel „Monadologie“ gab. Das französische Original erschien zuerst 1840. Ich mag Köhlers Übersetzung, weil sie heraushebt, wie sehr Leibniz selbst juristisch argumentiert. Da „fordern“ die Monaden bei der Schöpfung „mit Raison“ Berücksichtigung. Jede Monade enthält die vollständige Information auch über den Zustand aller anderen. Die ganze Welt wird durch die Beschreibung einer einzelnen Monade vollständig beschrieben – nur jeweils durch andere Formulierungen, je nachdem, welche Monade man für ihre Beschreibung als Satzsubjekt bzw. Eigenschaftsträger auswählt. Das führt in §57 zu einer berühmten Passage mit Perspektiven-Metaphorik:

57. Et, comme une même ville regardée de différents côtés paraît tout autre, et est comme multipliée perspectivement; il arrive de même, que par la multitude infinie des substances simples, il y a comme autant de differens univers [...]

Und gleichwie eine einzige Stadt / wann sie aus verschiedenen Gegenden angesehen wird / ganz anders erscheint / und gleichsam auf perspectivische Art verändert und vervielfältigt wird; so geschieht es auch / daß durch die unendliche Menge der einfachen Substanzen gleichsam eben so viele verschiedene Welt-Gebäude zu sein scheinen [...]

Und dennoch, so fährt Leibniz fort, seien die einfachen Substanzen, also die Monaden, nur

[...] les perspectives d'un seul [univers] selon les differens *points de vue* de chaque Monade.

Man kann das wörtlich übersetzen als :

[...] die Perspektiven einer einzigen Welt je nach den unterschiedlichen Blickpunkten jeder einzelnen Monade.

Freilich muss man hier «points de vue» ohne jede kausale Konnotation im Begriff des Blicks lesen. Und «perspectives» als Ansichten der Welt, aber gewissermaßen strukturell und gänzlich akausal : nicht als Blicke auf sie, sondern mit partitivem Genitiv im Teilungsartikel (er wird sich gleich noch explizieren lassen). Denn die koordinierten Verhältnisse innerhalb der Monaden sehen aus wie physikalische Einflüsse aufeinander („influence physique“ §51), sind es aber nicht, sondern sind nur „influence idéale“. Monaden haben keine Fenster. Sie sind einander kausal entrückt. Köhler expandiert den Text beim Übersetzen und kommt auf:

[...] welche doch nur so viele perspectivische Abrisse einer einzigen Welt sind / wornach sie von einer jedweden Monade aus verschiedenen Ständen und Gegenden betrachtet und abgemalt wird.

Das ist bestens verständliche Rede von Perspektiven: Da ist eine Welt, auf die es verschiedene Perspektiven gibt, und aus jedem „Stand“ im Raum bietet sie einen anderen „Abriss“, wird anders „abgemalt“ – beides kausale Prozesse, in denen der Wurf von Lichtstrahlen eine Rolle spielt. Köhler vermasselt Leibniz die Pointe (man konnte sie zum Glück immer aus dem Kontext erschließen). Systematisch gesehen stellt er damit seine gute sprachliche und metaphysische Intuition dazu unter Beweis, wie man von Perspektiven reden darf.

#### 4. Russells Verirrung: eine Ansicht eines Dinges haben ohne darauf zu schauen

An einer zentralen Stelle der dritten Vorlesung von „Our Knowledge of the External World“ von 1914 greift Bertrand Russell den Leibniz’schen Gedankengang auf. Sie haben die wichtigsten Sätze auf dem Handout.

Gerade «sensible objects» wie ein «patch of colour», nicht etwa handfeste Objekte täglichen Umgangs, sollen die basalen Objekte der wissenschaftlichen Rede sein, damit diese keinen metaphysischen Ballast des Ding-an-sich mitschleppt. Alles, was nicht «sensible object» ist, wird ausgeklammert:

p.84: A table viewed from one place presents a different appearance from that which it presents from another place. This is the language of common sense, but this language already assumes that there is a real table of which we see the appearances. Let us try to state what is known in terms of sensible objects alone, without any element of hypothesis. [...] What we ought to say is that, while we have those muscular [sic!] and other sensations which make us say we are walking, our visual sensations change in a continuous way, so that, for example, a striking patch of colour is [...] replaced by an insensible gradation of slightly different colours with slightly different shapes. This is what we really know by experience, when we have freed our minds from the assumption of permanent „things“ with changing appearances.

Bei der Rede von «muscular sensations» biologisiert Russell übrigens ein bisschen, und *er* darf nicht.

Aber wichtiger ist die Frage: Wie erklärt man, dass unsere (meine und Ihre) «sensible objects» so gut zusammenpassen, wenn nicht damit, dass sie alle auf dasselbe Ding verweisen, das auch da ist, ohne dass wir hinschauen? Russell kann natürlich nicht sagen: aufgrund göttlicher prästablierter Harmonie. Stattdessen fragt er: Was heißt hier überhaupt «dasselbe Ding»? Und antwortet: Von «dem Ding» zu reden, kann eigentlich gar nichts anderes heißen als von einer Menge von zusammenpassenden «sensible objects» zu reden. Russell beginnt mit einem expliziten Rückverweis:

p.94-97: Let us imagine that each mind looks out upon the world, as in Leibniz’ monadology, from a point of view peculiar to itself; and [...] let us confine ourselves to the sense of sight [...]. Each mind sees at each moment an immensely complex three-dimensional world. [...]

Kann Russell ein Potemkinsches Dorf von einem Dorf unterscheiden? Ja. Denn eine Perspektive muss – anders als eine Vorstellung bei Kant (KrV B 111) – gar nicht unbedingt von jemandem gehabt werden. Wie es bei Leibniz schlummernde Monaden gibt, so gehören zur Klasse aller «perspectives» der Welt bei Russell auch «unperceived views».

Das Ding, von dem da die Rede ist, ist denn auch nur die Summe aller zusammen passenden «perspectives». Worauf? Auf *es*? Nein:

[A]n aspect of a „thing“ is a member of the system of aspects which *is* the „thing“ at that moment. [...]

«Aspects» sind Komplexe von «sensible objects», die sich ähneln können. Z.B. wird – Russells Beispiel – eine «perspective» vom «aspect» eines kupfern-bräunlichen Kreises fast ganz ausgefüllt, eine andere halb, eine andere noch weniger. Alle diese Perspektiven ähneln sich, indem sie «aspects» enthalten, die offensichtlich in einer Relation der Ähnlichkeit zueinander stehen. Sie sind *trivialerweise* «aspects» desselben, «Penny-Münze» genannten Dings im Sinne von Russells Vorschlag, denn das Penny-Münze genannte Ding *ist* nichts anderes als eine Menge sich ähnelnder «aspects».

All the aspects of a thing are real, whereas the thing is a merely logical construction. It [=the thing] has, however, the merit of being [...] visible to more than one person [...] in the sense that each sees one of its aspects.

Der partitive Genitiv bei Leibniz entpuppt sich als das Elementzeichen der Mengenlehre. Russell vermässelt Leibniz' Pointe nicht; er schärft sie.

In einem weiteren Schritt definiert Russell den Ort eines Dings im dreidimensionalen physikalischen Raum als Konvergenz-Elemente von Reihen von „aspects“. Der Ort des Pennystücks im Raum *ist selbst* ein Element der Menge der Perspektiven. Es ist diejenige Perspektive, auf die hin die Reihe der Perspektiven mit den kupferbraunen Kreisen hin konvergiert (und die Reihe der Perspektiven mit kupferbraunen Ellipsen; und die der Perspektiven mit kupferbraunen Streifen etc.). Nach welchem Kriterium werden die Perspektiven geordnet, so dass sich eine konvergierende Reihe gibt? Danach, wie viel ein aspect des Penny-Stücks darin ausfüllt:

p.98: [...] those in which it looked larger were to be considered as nearer to the penny.

Dass Dinge aus der Ferne kleinere „aspects“ haben als aus der Nähe, ist demnach eine triviale Folge der auf der Menge der „perspectives“ definierten Entfernungsrelation. Denn Orte sind ja „perspectives“. Das durch die Gesetze der projektiven Geometrie zu erklären, wie vorhin geschehen, wäre für Russell schlicht zirkulär.

Über den Moment hinausgehend konzipiert Russell Dinge schließlich als solche Reihen von momentanen Objekten, die den – natürlich selbst letztlich in der auf „sensible objects“ basierenden Sprache formulierten – Naturgesetzen gehorchen. Das ist alles brilliant gemacht. Aber...

### 5. Wo ist das Zauberschwert an sich?

Soll man das glauben? Nein. Schon der späte Wittgenstein und Quine sind ja ganz andere Wege gegangen. Erst in jüngster Zeit ist aber eine neue lehrreiche Illustration dafür möglich geworden, was hier falsch läuft. Das liegt nicht am Scharfsinn eines Philosophen, sondern am kollektiven Erfindungsreichtum und Spieltrieb der Menschen. Deshalb gibt es in jüngster Zeit wunderbare Modelle für Russells Gedanken, bei denen es sich aber intuitiv gerade nicht um Realität handelt. Der Konstanzer Philosoph Max Urchs, der mit einer kleinen studentischen Forschergruppe die *philosophische* Herausforderung durch diese Entwicklung ernst nimmt, hat sie in einem spannenden Vortrag auf dem GAP-Kongress in Berlin «Virealität» genannt. Im öffentlichen Diskurs ist meist von «virtual reality» oder «virtueller Realität» die Rede.

Nehmen wir als Beispiel ein Zauberschwert in einem interaktiven Computerspiel. Es ist ein Gegenstand: Die verschiedenen Spieler, an verschiedenen Bildschirmen über den Globus verteilt, beziehen sich offenbar auf dasselbe, wenn sie daran denken. Einer schwingt es (virtuell), der andere duckt sich (virtuell) etc., sie reagieren im Cyberspace, der hier ganz und gar intersubjektiv ist. Doch wo ist das *Zauberschwert an sich*? Handelt es sich dabei um elektrische Impulse in Datenleitungen und auf Festplatten? Nein. Das Zauberschwert besteht ebensowenig aus den völlig disparaten elektrischen Impulsen wie Rotkäppchen aus Druckerschwärze besteht. Das Zauberschwert-an-sich ist nirgendwo; es existiert nicht. Man kann ja auch nicht auf einen einzelnen Teil einer Festplatte zeigen und sagen: Hier ist gerade das Zauberschwert. Vielmehr ist einfach *das ganze Programm* so beschaffen, dass es mir eine Perspektive des Schwerts auf den Bildschirm bringt – und einem anderen Spieler eine andere. Hier macht es in der Tat Sinn zu sagen: Das Schwert *ist* seine Perspektiven, mögliche wie auch auf dem Bildschirm realisierte.

Soll man nun sagen, gerade so sei es in der Realität überhaupt? Nein. Gerade so ist es in der Realität sonst nicht. Das zeigt sehr schön, was Zauberschwerter von physikalischen Gegenständen unterscheidet und sie zur Virealität gehören lässt. Da Russell im Prinzip meint, *dass* es so ist, irrt er hier. Ich war froh, von «perspectives» (und auch «aspects») reden zu können und somit die distanzierenden Anführungsstriche in die Aussprache verlegen zu können. Wovon Russell schreibt, das sind nicht wirklich Perspektiven. Denn sie sind keine Perspektiven auf etwas.

Oder doch? Soll man sagen: Es gibt doch eine Realität, die auf den Bildschirmen erscheint, nämlich alles, was in den vernetzten Computern gerade vor sich geht? Die Überlegung klärt Intuitionen: Das wäre, wenigstens für den Mesokosmos, des Holismus zuviel. Ein vertretbarer Realismus sollte von der Möglichkeit, dass dieses Einzelne durch jenes Einzelne repräsentiert wird, nicht abgehen. So ist ernsthafte Rede von Perspektiven möglich, nämlich von Perspektiven auf etwas. Und die ist doch sehr plausibel. Finden Sie nicht?

Danke.